

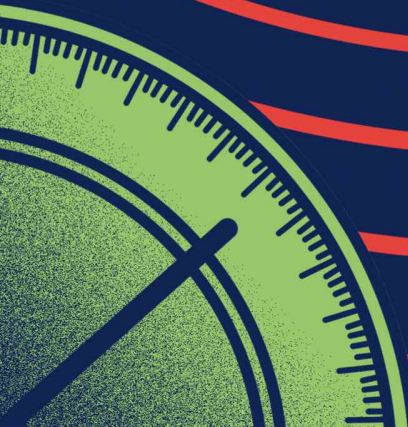


JUSTIN
STEINFELD

CALIFA

ODER
DIE LIEBE ZU
EINER STARKSTROM
TECHNIKERIN
ROMAN

EDITION NAUTILUS





JUSTIN STEINFELD, geboren 1886 in Kiel, seit 1892 aufgewachsen in Hamburg, gestorben 1970 in Baldock, England. Nach einer kaufmännischen Ausbildung wechselte er zum Journalismus und Theater und war in den 1920er Jahren Zeitschriftenherausgeber, Theaterkritiker, Dramaturg und Mitgründer des »Kollektivs Hamburger Schauspieler«. Er war

Mitglied der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg und stand der KPD nahe. 1933 war Steinfeld kurzzeitig im Konzentrationslager Fuhlsbüttel interniert; 1934 gelang ihm die Flucht nach Prag. Dort schrieb Steinfeld für diverse Organe der deutschen Exilpresse. Nach dem Münchner Abkommen 1938 floh er mit seiner Frau und deren Sohn über Polen und Schweden nach Großbritannien, wo er bis zu seinem Tod lebte. Sein – bisher als der einzige geltende – Roman *Ein Mann liest Zeitung* (Neuer Malik Verlag 1984, Neuausgabe Schöffling 2020) schildert die Schicksale deutscher Emigranten im Prag der 1930er Jahre und ist ein bedeutendes Dokument der deutschsprachigen Exilliteratur.

JUSTIN STEINFELD

CALIFA

ODER

**DIE LIEBE ZU EINER
STARKSTROMTECHNIKERIN**

ROMAN

Unkorrigierter Abzug der Druckfahnen

**Bitte beachten Sie die Sperrfrist und veröffentlichen
Sie keine Besprechungen vor dem 4. März 2024.
Danke!**

Das Copyright und alle sich daraus ergebenden Nutzungsrechte an diesem Buchprojekt liegen bei der Edition Nautilus GmbH. Der Text darf weder fotokopiert noch in anderer Form Dritten zugänglich gemacht werden.

Vor dem oben genannten Erscheinungstermin darf der Text ohne ausdrückliche Genehmigung durch die Edition Nautilus nicht zitiert, referiert oder anderweitig indirekt durch Kommentare (z.B. durch eine Buchrezension, ein Interview oder einen sonstigen Beitrag, der auf den in dem Buch enthaltenen Informationen basiert) genutzt werden.

Edition Nautilus GmbH

Schützenstraße 49a • D-22761 Hamburg

Tel. 040 721 35 36 • Fax 040 721 83 99

presse@edition-nautilus.de • www.edition-nautilus.de

EDITION NAUTILUS

Edition Nautilus GmbH
Schützenstraße 49 a
D-22761 Hamburg
www.edition-nautilus.de
Alle Rechte vorbehalten
© Edition Nautilus 2024
Originalveröffentlichung
Erstausgabe März 2024
Umschlaggestaltung:
Maja Bechert
www.majabechert.de
Porträt des Autors Seite 2:
© Sammlung Weinke



Druck und Bindung:
CPI – Clausen & Bosse, Leck
1. Auflage
ISBN 978-3-96054-336-7

Editorische Notiz

Der vorliegende Romantext folgt dem Original-Typoskript, wobei offensichtliche Tipp- und Zeichensetzungsfehler stillschweigend korrigiert wurden. Ebenso wurden Schreibweisen mit ae, ue, oe und ss, die der englischen Schreibmaschine geschuldet waren, durch Umlaute und ß gemäß geltender Rechtschreibung ersetzt. Akzente auf französischen Namen und Ausdrücken wurden ergänzt und variierende Namensschreibungen innerhalb des Manuskripts vereinheitlicht.

Alle weiteren orthografischen und stilistischen Eigenarten des Autors sowie Anglizismen, uneinheitliche Groß-/Kleinschreibungen und Getrennt-/Zusammenschreibungen wurden hingegen so belassen, wie sie im Typoskript stehen.

Der Verlag dankt Jo Hauberg für den Hinweis auf diesen Roman und die Überlassung des Manuskripts und Bernd Leunig für die Texterfassung, außerdem Dorette Flach-Bäuml, der Witwe von Steinfelds Neffen Martin Bäuml, für ihre Unterstützung. Dank gebührt auch Wilfried Weinke, der diesen Kontakt hergestellt und sich schon lange um Justin Steinfelds Werk verdient gemacht hat.

Inhalt

Vorwort	9
Personenverzeichnis	15
I. Handelsminister im Kriegsministerium	17
II. Im Grünen Saal (zwölf bei Tisch)	23
III. Zwei im Laboratorium	30
IV. Polizei auf dem Börsenplatz	43
V. Im Treibhaus der grünen Nelken	56
VI. Einer von 17 B und 48731	66
VII. Im Grünen Saal II (doch dreizehn bei Tisch)	73
VIII. Im Parlament	85
IX. Der Geist Kains	108
X. Gerüchte und schlechte Träume	120
XI. Noch drei bis fünf Stunden	127
XII. Eine Millionstadt wird bezogen	134
XIII. Dreieckiger Alarm	144
XIV. Tenner erzählt und der Premier promeniert	151
XV. Plan »Omega« und viele Ameisen	162
XVI. »Gelbe Zettel« gegen Bombengeschwader	181
XVII. Kriegserklärungen nach Kriegsausbruch	196
XVIII. Die Pläne »Marathon« und »Salamis«, 51% sicher	207
XIX. Die Neutralen, der Elefant im Porzellanladen und die Chinesen	215

XX.	Jüdisches Intermezzo	224
XXI.	Aufmarsch im potatischen Kochtopf	237
XXII.	Unterweltfieber	249
XXIII.	Wildwest-Film	261
XXIV.	Kinder spielen K r i e g	284
XXV.	Durchbruchsschlacht der »Seifenblasen«	293
XXVI.	Schrecken und Totenfeier	311
XXVII.	Das Volk greift ein	317
XXVIII.	Ohne Sieger und Besiegte	326
	Nachwort	333

Vorwort

»Es heißt, sie, die es überlebten, seien allesamt Helden (...) nur Mütter hätten das Erbarmen aufgebracht, hinter der irrlichternden Helden-
geste ihr armes, versehrtes Kind zu lieben.« Justin Steinfeld, *Califa*

In den Publikationen zur Exilliteratur heißt es übereinstimmend, dass *Ein Mann liest Zeitung* Justin Steinfelds einziger Roman sei. Die damit unterstellte Gewissheit ist falsch. Es ist nicht sein einziger Roman. Das Manuskript war nicht das einzige, das Martin Bäuml, der Neffe Steinfelds, Thies Ziemke und mir bei unserem Besuch in Hamburg übergab.

Das Manuskript, das wir im Neuen Malik Verlag 1984 veröffentlichten, hatte selbst keinen Titel. Ihn fanden wir auf einem losen beiliegenden Blatt mit dem handschriftlichen Vermerk: »Ursachen und Wirrungen. 1 Teil Ein Mann liest Zeitung«. Das zweite Manuskript, im Original titellos wie das erste, liegt jetzt als Buch mit dem vom Verlag gewählten Titel *Califa oder Die Liebe zu einer Starkstromtechnikerin* vor.

Auf einer einfachen Postkarte fragte Martin Bäuml 1983, ob der Neue Malik Verlag Interesse an Manuskripten seines Onkels hätte. Bei unserem Gespräch erzählte er uns, dass er den Verlag aus zwei Gründen angeschrieben habe. Der Name Malik sei ihm natürlich als der Verlag Wieland Herzfeldes bekannt gewesen. In Verbindung mit Kiel jedoch, dem Geburtsort seines Onkels, sei es eine Überraschung und deshalb für ihn geboten gewesen. Heute neige ich zu der Vermutung, dass sich Martin Bäuml durch Presseberichte über die Gründung eines Verlages in Kiel mit dem anspruchsvollen Namen

an die Manuskripte erinnerte, die er aus dem Nachlass seines Onkels bei sich verwahrte.

Obwohl Steinfeld in der kommunistischen und der Presse im Exil zahlreiche Spuren hinterlassen hat, war er für die Forschung nur eine Randfigur. Ob er Anstrengungen unternommen hat, für seine Manuskripte in der BRD oder DDR einen Verlag zu finden, wissen wir nicht. Auch vor seinem Tod am 15. Mai 1970 in Baldock bei London gab es politische Krisen, durch die seine düsteren Ahnungen, wie sie in *Califa* Gestalt annehmen, grauenvolle Wirklichkeit hätten werden können. Dennoch meine ich zu Recht vermuten zu können, dass er als unbekannter Autor aus unterschiedlichen Gründen in Westdeutschland und in der DDR entweder auf Desinteresse oder gar auf Ablehnung gestoßen wäre.

Sein schonungsloses Urteil über Deutschland, von ihm Mitteleuropa genannt – bewohnt von Menschen, die Teufel zu nennen »dem Höllenfürsten keine Kränkung antun« soll, »satanische Massenmörder«, schuld an der »entsetzlichsten, schändlichsten, barbarischsten Katastrophe aller geschichtlichen Zeiten« –, lässt jedoch Zweifel zu, ob er überhaupt eine Veröffentlichung in der Adenauerrepublik anstrebte, in dem westlichen Restdeutschland, das unmittelbar nach seiner staatlichen Konstituierung die Wiederbewaffnung plante und den Widerstand gegen diese Remilitarisierung kriminalisierte und mit Polizeigewalt unterdrückte. Als Zeitungsmensch und scharfsinniger Analytiker hatte er die Entwicklungen in der BRD genau verfolgt. In seinem Roman verweist er auf einen Konflikt in der Adenauerregierung. Der Militärfürst der Besatzungsmacht fordert von den Vertretern der Sektoren A, B und C von Potatis eine Bewaffnung für einen kommenden Krieg. Einer der Vertreter, Raab, jedoch zögert: »Eine Frage von so schicksalbestimmender Bedeutung kann (...) überhaupt gar nicht beantwortet werden, ohne dass man die Nation oder zumindest seine Vertreter befragt.« Die Antwort des Militärfürsten war, dass das eben nicht ginge. Steinfeld lässt Raab durch die

Faust des »Alten Herrn von Rechts« töten. Gustav Heinemann trat wegen dieser Pläne aus dem Kabinett zurück und forderte zusammen mit Pastor Niemöller eine Neuwahl, weil diese Pläne nie Thema von Wahlen waren und deshalb nicht demokratisch legitimiert seien. Und wollte Steinfeld in einem Land verlegt werden, dessen Regierung keinerlei Bemühungen machte, die Exilanten zur Rückkehr zu bewegen und lieber seine staatlichen Institutionen mit Hilfe ehemaliger Nazis aufbaute? In dem Eigentumsverhältnisse und Klassenstrukturen wieder in die richtige Ordnung gerückt und ein Aufbegehren der Werktätigen und ihrer Gewerkschaften dagegen als politische Streiks verboten wurden? Die Programme der Verlage dieses Landes boten in den 1950er Jahren keinerlei Anlass, ihn dazu zu ermuntern.

Seine Haltung zu den Deutschen erklärt auch, warum Steinfeld eine Rückkehr in deren Land abgelehnt hat. In einem Brief an seinen Neffen Martin Bäuml beteuert er, nie wieder einen Fuß auf ihren Boden setzen zu wollen. Eine Übersiedlung nach Palästina scheint er dagegen mit der Hoffnung erwogen und verbunden zu haben, dass dort ein anderes, ein besseres und freundlicheres Land entstehen würde als das, in dem er lebte. Sonst »können wir bleiben, wo wir sind«.

Erst die politischen, sozialen und kulturellen Rebellionen ab Anfang der 60er Jahre vor allem von sehr jungen Frauen und Männern aus allen gesellschaftlichen Klassen in zahlreichen Ländern haben in der BRD Türen aufgestoßen zu einer Welt, die nach dem Faschismus den meisten gänzlich unbekannt war. Die Literatur jener Autorinnen und Autoren, die 1933 aus Nazideutschland flüchten mussten, wurde bis auf wenige Ausnahmen erst nach Steinfelds Tod dem Vergessen entzogen. Häufig von neugegründeten kleinen Verlagen und nicht selten als Raubdrucke. Erst Jürgen Serkes Artikelserie »Die verbrannten Dichter« im Magazin *Stern* weckte 1976 das Interesse eines zahlreicheren Publikums für die Exilliteratur.

Aus dem Geist dieser Rebellion heraus, auf der Suche nach

dem Anderen, haben Hanna Mittelstädt und Lutz Schulenburg in den frühen 1970er Jahren ihre Edition Nautilus gegründet und den Weg ins Offene, Nichtversicherbare angetreten. Zwei revolutionäre Freigeister ihrer Zeit wie Justin Steinfeld zu seiner Zeit einer war. Den Verlag, der nach 50 Jahren immer noch von Konzernen unabhängig ist, der jetzt von einem Kollektiv von Eigenen geführt wird, die weiterhin den Mut haben, Unruhe zu stiften und dem Zeitgeist zu widersprechen. Jetzt gemeinsam mit Franz Jung in so einem Verlag in Hamburg zu erscheinen, seiner ehemaligen und zweimal zerstörten Heimat, hätte Justin Steinfeld vermutlich gut gefallen. Deshalb lag es für mich nahe, ihnen dieses Manuskript zu übergeben.

Warum der Neue Malik Verlag nach der Veröffentlichung des ersten Romans den zweiten nicht herausgegeben hat, vermag ich heute nicht mehr eindeutig zu sagen. Obwohl *Ein Mann liest Zeitung* in den Feuilletons zahlreicher Zeitungen außerordentlich lobend besprochen wurde und der *Spiegel* ihm sogar eine »Spiegel-Geschichte« widmete, entsprachen die Verkaufszahlen wohl nicht unseren Erwartungen. Heute zählt der Roman zu den wichtigsten Werken des literarischen Exils, damals jedoch scheute der Verlag wohl das wirtschaftliche Risiko. Das Thema des Romans *Califa* und seine literarische Qualität waren es nicht, denn ich hatte als Erstleser wiederum zwei/drei schlaflose Nächte mit dieser fesselnden und beunruhigenden Geschichte verbracht, die in der Exilliteratur und in dem gängigen Kanon westdeutscher Nachkriegsliteratur beispiellos ist. Der Verlag hatte andere Sorgen, und das Manuskript verschwand in einer Schublade meines Schreibtisches, blieb aber immer abrufbar in meinem Gedächtnis.

Steinfeld beschreibt in seinem Roman, worum es zu seiner Zeit ging: »Ums Ganze. Jeder, der jetzt bei den kommenden Dingen irgendwie Partei ergreift, muss daran denken, dass er Partei ergreift für die Allmacht oder für den Bäcker.« Wohin der Griff der Mächtigen nach der Allmacht die Menschheit einmal führen werde, wissen wir heute. Als »Herren der Apo-

kalypse«, wie Günther Anders sie nannte, machten sie sich aber zu »ohnmächtigen Titanen«, blind und hilflos gegenüber den Folgen ihres Handelns. Eine eindringliche Mahnung für uns Nachgeborene, in dieser von Kriegstaumel und neuer Heldenverehrung befallenen Zeit und für viele bereits heute fast nicht mehr bewohnbaren Welt für die Vernunft des Friedens Partei zu ergreifen und Brote zu backen statt Schwerter zu schmieden.

Jo Hauberg, Oktober 2023

Häufig auftretende Figuren

In Panterra:

Oberst Grady, Leiter der Militärkommission
Leutnant Ritehand, Protokollant
Tenner, Ordonnanz
General Harkensee, Oberbefehlshaber
Generaloberst Booth, Stabschef
Oberst Spark, Generalinspektor
Oswald Stander, Staatsminister für Handel und
Finanzwesen
Thomas Spät, Parlamentsabgeordneter
Potter, Parlamentsberichterstatler

In Nomandy:

Präsident Boswell
Primerus, Generaldirektor der Vereinigten
Währungsbanken
Sanders, Börsendirektor
Merton, Vertreter der Seestraße
Tommy Levinger, Börsenmakler
Portermeyer und Frank, Börsenmakler

In Cistransatia:

Mankiewicz, Minister für Volkserziehung
Bredow, Arbeitsminister
Leistikow, Minister für Schwerindustrie

Prenn, Minister für Mechanik
Techner, Verkehrsminister
Olsson, Handelsminister
Liefmann, Minister für Volksernährung
Hestermann, Stadtplaner
Lyonel, Professor
Romanus, Ingenieur
Alex Rettberg, Pilot
Anna Prenn, Starkstromtechnikerin

In Potatis:

Erwin Raab, Regierungspräsident

In Vinarnia:

Marschall Lepage

I.

HANDELSMINISTER IM KRIEGSMINISTERIUM

Oberst Grady trommelte mit den Fingern beider Hände auf der Platte seines aufgeräumten Schreibtisches, so heftig, dass die beiden drahtgeflochtenen Aktenkörbe rechts und links zitterten. Seine Leute nannten das »Trommelfeuer«, eine Vokabel, die vom ersten Weltkrieg übrig geblieben war. Es war Zeichen gespannter Nervosität, das wusste Leutnant Ritehand und griff zum dritten Mal in die Rocktaschen, um sich zu vergewissern, dass der Bleistift rechts, der Schreibblock links vorhanden seien. Sie waren da.

Jetzt schlug der Oberst mit der ganzen Fläche der linken Hand hart auf. »Aha«, dachte der Leutnant, »jetzt geht's los.«

»Das Chefzimmer nebenan ist seit gestern früh leer«, sagte der Oberst.

»Ich weiß«, sagte Leutnant Ritehand und wusste sofort, dass er eine überflüssige Bemerkung gemacht habe.

»Der Neue wird um zwölf Uhr da sein, das ist in fünfzig Minuten.«

»Jetzt wird er sagen, wer der Neue ist«, dachte der Leutnant und irrte sich.

»Und jetzt hat sich für viertel nach elf Stander hier bei mir angesagt. Telefonisch, durch seine Sekretärin. Stander. Der Handelsminister. Mensch, machen Sie kein so dummes Gesicht! Ich weiß auch nicht, was ein Handelsminister hier will. Ich habe nie im Leben mit solchen Leuten ernsthaft gespro-

chen. Schreiben Sie alles mit. Ich werde ihm nötigenfalls sagen, das sei hier Befehl.«

Der Leutnant griff wieder in die Taschen und zog die Schreibsachen hervor.

»Noch ist er ja nicht da, oder ist er doch schon da?«, meinte Oberst Grady, denn eine Ordonnanz war eingetreten und stand jetzt neben der Tür. Der Oberst sah den Mann an.

»Herr Oswald Stander«, meldete die Ordonnanz.

Der Oberst sah immer noch den Mann an. »Sagen Sie mal, Tenner, womit putzen Sie eigentlich Ihre Knöpfe?«

»Mit Rennis Politur, Herr Oberst.«

»Dann machen die bei Rennis auch mehr Reclame, als ihre Sache wert ist. Lassen Sie Herrn Oswald Stander eintreten.« Der Oberst hatte sich erhoben. Der Leutnant, mit ein paar Schritten im Viertelbogen, stand nun etwas hinter ihm. Herr Oswald Stander, Staatsminister für Handel und Finanzwesen, trat ein. Oberst Grady ging ihm entgegen, die beiden Herren grüßten sich mit Händedruck, gleichsam wie alte Bekannte, stellten dabei an den Ringen fest, dass sie beide verheiratet seien, fragten nach dem beiderseitigen Wohlbefinden, ohne darauf die Antworten zu erwarten, dann nach dem Wohlbefinden der Frauen, um einander zu sagen, dass diese wohlauf seien, Leutnant Ritehand wurde vorgestellt, ohne Händedruck, er hatte auch, mit Bleistift und Schreibblock, die Hände gar nicht frei. Man setzte sich.

»Was kann ich für Sie tun?«, eröffnete der Oberst.

»Medias in res«, sagte der Minister. Ritehand wusste nicht genau, wie das geschrieben wird, und wunderte sich innerlich, dass dieser Mann von der sogenannten Volkspartei Lateinisch könne.

»Medias in res. Ich breche den alten Brauch, dass hohe Ämter nebeneinander her arbeiten, ohne miteinander Fühlung zu nehmen, was sich manchmal als, äh, unpraktisch erwiesen hat. Hier bei Ihnen zieht heute ein neuer Chef ein. Sie wissen, was das zu bedeuten hat.«

»Der Dritte in vier Monaten«, versuchte der Oberst die Bedeutung des Umstandes abzuschwächen.

»Aber Sie wissen sicherlich, was es dieses Mal zu bedeuten hat. Ich weiß es auch«, sagte Stander mit einem Seitenblick auf den Leutnant.

»Mein Aide mémoire«, sagte der Oberst, »und folgt einem alten Dienstbefehl. Er ist ein Sohn von Herrn Thomas Ritehand von der Zementplatten-Gesellschaft.«

»Dann brauchen Sie, was ich jetzt sagen werde, Ihrem Herrn Vater nicht gerade heute schon weiterzuerzählen. Nun also, der Mann, der hier gleich einziehen wird, das ist, äh, der Mann. Der Mann.«

Der Oberst sah starr geradeaus, ein Loch in die Luft.

»Vielleicht«, fuhr der Minister fort, »befinden wir uns in einer Woche schon in einer völlig veränderten Lage. Ich meine, äh, im Krieg. Der neue Mann, äh ...«

»Wird es gegebenenfalls verantworten.«

»Verantworten. Ja. Wem ist er verantwortlich? Hier niemandem. Geht's schief, so geht's schief für die Anderen. Wir Verantwortlichen kriegen einen anderen Posten und den nächstbesten Orden. Blicke der liebe Gott. Lassen wir das. Es kommt also darauf an, von wo das Signal gegeben werden wird. Von hier oder von der anderen Seite des Ozeans. Vielleicht wird, äh, gar kein Signal gegeben werden. Zum Beispiel in Ihrem besonderen Falle, Herr Oberst. Vielleicht, äh, werden wir in einer Woche im Kriege sein, ohne dass die Nation, ich meine unsere Nation, davon etwas erfährt.«

»Sie meinen den Krieg gegen Cistransatia.«

»Eben den.«

»Mit der Atombombe Ur.«

»Nein. Mit der Atombombe C.L.F.«

»Was will dieser Mann«, dachte der Oberst, »wovon redet er? Blufft er? Wen und wozu? Soll ich ihn verhaften lassen?« Er blickte unverändert, starr, vor sich hin.

»Jetzt bin ich in meinem Rayon«, fuhr der Minister ruhig

fort, der die heftige Anspannung beim Oberst wohl bemerkte. »Sie wissen sicherlich, dass eines meiner Hauptprobleme das sogenannte Währungsproblem ist. Das Problem ist, dass es gar keine Währung gibt, was alle Welt weiß, dass aber die ganze Welt so tut, als ob es eine gäbe. Nämlich die Goldwährung. Lachhaft, aber es ist so. Haben Sie ein goldenes Cigarettenetui? Ich habe eins.« Er zog es aus der Westentasche, hielt es mit Daumen und Zeigefinger. »Wollen Sie damit den Krieg finanzieren? Ich nicht. Den Krieg nicht. Und den Frieden auch nicht. Mit Cigarettenetuis. Aber lassen wir das. Nun, unsere Freunde in Nomandy, unsere sogenannten Freunde von der anderen Seite des Ozeans, haben zwar das Gold, aber sie wissen, dass es nichts wert ist. Und da wollen sie also gegebenenfalls die Währung umschalten, damit es doch wieder eine Währung sei.«

»Ja. Ich hörte davon.« Der Oberst hatte sich wieder beruhigt und meinte, etwas Freundliches bemerken zu sollen. »Ich verstehe gar nichts davon. Ehrlich gesagt, gar nichts. Währungsgrundlage Ur. Weil das die Herren, so sagten Sie, von der anderen Seite des Ozeans allein haben. Soviel verstehe ich am Ende doch. Ur. Inbegriff der Kraft.«

»Zunächst immer noch und nach all den Jahren der Zerstörung. Leider. Kein Vorwurf, bitte sehr, aber, und darum bin ich hier, ich weiß, äh, ich habe erfahren, äh, bitte fragen Sie mich nicht wie, es stimmt, ich stehe Ihnen dafür, also wenn da eine Umstellung kommt, mein Gott, warum nicht, Humbug, so oder so, also dann wird die Währungsgrundlage nicht Ur, sondern Clf.«

»Das heißt ...«

»... für Sie, dass die Atombombe Ur überholt ist. Ramsch, für den Altwarenhandel. Das Ding heißt jetzt Atombombe Clf. Ja. So ist das. Clf.«

»Aber um Himmelswillen, was ist das, Clf?«

»Wenn ich das wüsste, Oberst Grady, bei Gott, an den ich nicht glaube, nicht sehr, aber einerlei, Sie würden es erfahren,

gleich und sofort. Aber ich weiß es nicht. Clf. Ich habe keine Ahnung. Clf.«

»Und wissen Sie vielleicht, wie sich Clf zu Ur verhält? Ich meine, soweit es mein Departement angeht?«

»Keine Ahnung. Zehnfach. Hundertfach, Tausendfach. Keine Idee.«

»Wir haben die Ur.«

»Haben Sie die?«

»Meine Arbeit hier geht von der Voraussetzung aus, dass wir sie haben.«

»Ja. Und darum meinte ich, Ihnen meinen Bericht auf schnellstem Wege zu schulden. Entschuldigen Sie, wenn ich alte Dienstgebräuche übergangen habe. Aber ich glaube, wenn jetzt der neue Chef kommt, werden Sie ihm zuerst und vor allem diesen teuflischen Salat servieren müssen.«

»Darf ich fragen, Herr Minister, warum Sie das nicht selbst tun wollen?«

Stander lächelte. »Ich bin nie im Leben Soldat gewesen. Ich hinke da etwas, mit dem linken Bein. Sie haben es gar nicht bemerkt? Ist auch nicht viel daran. Aber die Ärzte damals re-füsierten mich. Ja. Ein Minister von der Volkspartei und hinkt auf dem linken Bein. Phantasie hat die Wirklichkeit, nicht wahr? Na, so dachte ich, so weit das Dienstreglement doch nicht durchbrechen zu sollen. Besser so, Oberst Grady. Für mich. Sie haben da nun freilich, äh, naja. Aber das ist nicht meine Schuld.« Stander war aufgestanden. Auch die Offiziere erhoben sich.

»Herr Minister, Sie haben uns jedenfalls einen sehr großen Dienst erwiesen.«

»Weiß ich, Oberst Grady. Weiß ich. Und wenn ich draußen bin, werden Sie sagen, und mit Recht, dass mich der Teufel holen soll.«

»Aber Herr Minister.«

»Nein, bitte tun Sie das auch nicht. Denn an den Teufel, wissen Sie, an den Teufel glaube ich.«

Der Oberst geleitete den Minister zur Tür.

»Wie viel ist die Uhr?«, fragte Oberst Grady, als der Minister gegangen war.

»Zehn Minuten vor zwölf.«

Dann war Stillschweigen. Erst ging der Oberst auf und ab. Dann setzte er sich an den Schreibtisch. »Trommelfeuerte« einige Minuten lang. Dann wurde es ganz still im Raum.

»Der große Pan schläft«, dachte der Leutnant in die Stille hinein. »Pan schläft.« Er hatte das einmal gehört oder gelesen. Vor geraumer Weile, als noch die privilegierte Schule war oder so.

Genau um zwölf Uhr trat der neue Chef ein. Beide Offiziere waren aufgesprungen.

Draußen vor dem Raum, auf dem Gang der dicken, roten Teppichläufe stand Tenner. Von rechts und links, den Gang hinauf, kamen je zwei Militärs, mit vielen Ordensbändern auf der linken Brust, auf ihn zu.

»Tenner, wer ist da eben hineingegangen?«

»Harry.«

»Wer?«

»General Harkensee.«

»Der Kirchengänger!«

»Dann sei Gott uns gnädig.«

II.

IM GRÜNEN SAAL (ZWÖLF BEI TISCH)

Die Wände des weiten Raumes waren ganz mit grünen Kacheln ausgelegt. Nicht in einheitlicher Farbe, manche Felder gingen ins Orangefarbene und Gelbliche, andere dunkelten in Blaues und sogar Purpurviolett hinüber. Es bleibt dahingestellt, ob Absicht des Architekten da vorgelegen, oder Unzulänglichkeit der Kachelfabrik das Farbenspiel veranlasst hatte, aber der vorherrschende Grundton gab dem Raum mit Recht den Namen des »Grünen Saals«, der sicherlich im Winter, wenn der gewaltige, von grünblauen Steinen mit mancherlei Goldädern eingefasste Kamin angeheizt war, eine gute Wärme gab und jetzt im Sommer erfrischend kühl war. Um den großen, mit grasgrünem Filz überspannten, rechteckigen Tisch in der Mitte versammelten sich eine Anzahl Männer, wohl ein Dutzend, und warteten auf den Dreizehnten, denn dreizehn Stühle standen um den Tisch, sechs an jeder Längsseite und einer an der oberen Schmalseite. Abergläubische Furcht vor der ominösen Tischgesellschaft der »Dreizehn« schien es hier nicht zu geben.

Obwohl ein wunderschöner Sommertag zur Neige ging, eine gewaltige, tiefstehende Sonne strahlte durch die breiten Fenster und blinkte spiegelnd in hundert Kachelfeldern, sprach niemand vom Wetter. Drei oder vier Gruppen hatten sich gebildet, doch kam in keiner eine eigentliche Unterhaltung auf. Es blieb in Fragen und Antworten.

»Wird die Parteilinie wieder einmal abgeändert werden?«,

fragte einer, dem ein schwarzgeränderter, uralter Kneifer etwas schief saß.

»Parteilinie! Parteilinie! Brauch' doch nicht immer so vermottete Begriffe«, gab sein Nebenmann zurück, ein Riese mit rotem Haar, der feine, weiße, frauenhafte Hände hatte und sie vielleicht darum, so auch jetzt, in die Taschen des zugeknöpften Rocks steckte.

»Soll ich es etwa Weltanschauung nennen, wo uns zur Welt noch allerhand fehlt?«

»Seid ihr schon wieder beim Wortespalten, ihr ewigen Silbenstecher!«, versuchte ein dritter, etwas untersetzter Mann abzulenken, der immer sehr bedächtig, fast leise zu sprechen pflegte, um sich auf diese ausgeprobte Weise sicheres Gehör zu verschaffen. »Vielleicht macht er wirklich einen Abänderungsvorschlag, wegen der Chinesen.«

»Die Chinesen, o diese Chinesen«, murrte Schirmer, der rothaarige Riese. »Fangen an mit einem Elan wie ein Wetterschlag und dann zog es sich hin und zieht sich hin, in das sechste Jahr schon. Der Geist vom Chiang Kai-Schek geht um und um. Ich wollte, diese ganzen Chinesen hätten nur einen Kopf ...«

»Um ihn abzuhausen, du hitlerischer Massenmörder!«

»Nein, um ihn zurechtzusetzen. Aber fünfhundert Millionen Chinesen. Ich kann schon nicht mehr schlafen, wegen dieser Chinesen.«

»Ich höre immer Chinesen«, trat einer hinzu, der eben angekommen war, »o meine väterlichen Freunde, ich habe da den Schriftsatz jetzt fertig, für die chinesische Fibel. In zehn verschiedenen Dialekten. Wunderbar. Ich sage euch: wunderbar. Ich habe dabei versucht, wenigstens etwas Chinesisch zu lernen. Umsonst. Werde immer stupider. Aber wunderbar, diese Fibeln. So hübsch. So hübsch. Manchmal weiß ich nicht, was hübscher ist, die Bilder oder die Schriften. Und jetzt wird gedruckt. Gedruckt, meine väterlichen Freunde. Zehn Millionen chinesischer Fibeln, im ersten Anlauf. Und dann weiter. Im-

mer weiter. Hundert Millionen Fibeln, wenn das Papier reichen wird. Noch eine Generation und kein Chinese mehr, der nicht lesen und schreiben kann.«

»Vorausgesetzt, dass ...«

»Vorausgesetzt was?«

»Nun, ich dachte nur an das Papier und so.«

»Ja, das Papier.«

»Und so!«

»Wie viel Uhren?«, hörte man in einer anderen Gruppe.

»Nun eben zwei. Die kleine Armbanduhr und die große Taschenuhr.«

»Wo unsere Leute endlich etwas mehr Abwechslung brauchen.«

»Kriegen sie, kriegen sie ja. Zwanzig verschiedene Gehäuse oder fünfzig. Spielt ja keine Rolle. Runde, viereckige, sechseckige, achteckige. In allen Farben. Weißer Stahl, gelber Stahl, roter Stahl, blauer Stahl. Kristallgehäuse, aus ich weiß nicht was. In allen Farben des Regenbogens. Wenn Sie wollen, können Sie das Werk innen arbeiten sehen. Und präzise, das ist die Hauptsache. Mögliche Abweichung eine Zehntelsekunde in zehn Tagen. Und das Beste, läuft ein halbes Jahr. Genau 190 Tage. Sie brauchen ihre Uhr nur zweimal im Jahr aufzuziehen. Mankiewicz, wo ist Mankiewicz? Da ist er. Mankiewicz, du musst in Zukunft, am, sagen wir mal am ersten Mai und am ersten November auf deinem Radio ansagen lassen: Vergessen Sie nicht, Ihre Uhr aufzuziehen. Noch ein, zwei Jahre, Mankiewicz, dann ist es soweit. Aber ich sage es dir schon heute. Also denk daran!«

»Wie wird denn deine Produktion sein? Ich meine, in Wirklichkeit. Nicht auf dem Plan?«, fragte der behäbige Mankiewicz.

»Das ist eben das Problem. Die Uhren sind kein Problem. Wir können so viele machen, wie wir wollen. Seit wir die Präzisionsstanze haben. Schneidet durch den Hartstahl wie ein Rasiermesser durch Butter. Wenn wir täglich sechs Stunden

arbeiten, hat in zwei Jahren oder so jeder eine neue Uhr. Also werden wir dann nur fünf Stunden arbeiten, oder nur vier. Das ist eben das Problem. Die viele freie Zeit.«

»Nun, das Ministerium für Volkserziehung ...«, setzte Mankiewicz an, er wurde aber gleich unterbrochen.

»Volkserziehung! Wenn ich das schon höre. Meine Leute brauchen nicht erzogen zu werden. Nein. Und das wollen sie auch gar nicht. Und Tennisspielen wollen sie auch nicht immer. Und dann tifteln sie. Und dann erfinden sie was. Und die Erfindungen sind sogar gut und sie wachsen einem über den Kopf. Je weniger wir arbeiten, umso mehr Uhren. Und das ist so mit meiner ganzen Feinmechanik. Ob das nun Uhren sind oder Barometer, Küchenwaagen oder Apothekerwaagen oder Patentschlösser. Und das eben ist das Problem. Die Menschen sind zu gescheit, Mankiewicz. Mankiewicz!«

Aber der war nicht mehr da. Er stand mit einem langen, hageren Mann in den besten Jahren, und der noch jünger aussah als er wirklich war, in einer oberen Ecke des grünen Saals.

»Wie weit bist du, Hestermann, mit deiner toten Stadt?«

»Bist du verrückt geworden, davon so einfach zu reden?«

Mankiewicz zeigte mit dem Daumen über die Schulter in den Saal. »Aber die wissen doch alle darum!«

»Aber reden nie darüber.«

»Warum hat der Alte das eigentlich so, ich meine soo verboten?«

»Frag ihn.«

»Ich werde mich hüten. Lässt uns übrigens mal wieder hübsch warten, der Alte. Also wie weit, Hestermann?«

»Fertig sozusagen. Ja. Praktisch fertig.« Und Hestermann legte den Zeigefinger der linken Hand über den Mund.

»Donnerwetter!«

Hestermann zuckte nur mit den Achseln.

»Sag mal Hestermann, kann man das Ding nicht mal zu sehen kriegen?«

»Wünsch dir was du willst, aber doch das nicht.«

»Nein, ich meine, nur mal so ansehen.«

»Frag den Alten.«

»Ich werde mich hüten.«

»Als ich damals in Holland Glas schleifen lernte«, erzählte ein Alter mit gepflegtem weißen Vollbart, »habe ich eine kleine Tintenflasche erfunden mit schrägem Boden. Das hatte den Vorteil, dass man mit dem Halter auch den letzten Tropfen Tinte herausholen konnte. Ich offerierte das Ding der größten Tintenfabrik. Großartig, sagten sie, aber haben wollen wir sie nicht. Warum nicht? Das ist doch eben unser Verdienst, dass die Leute die Tinte nicht aufbrauchen, sondern ein Achtel bis ein Siebentel wegschmeißen, weil sie zu bequem sind, die Flasche schräg zu halten. Davon leben wir doch. Ja, so ist das, denn unter dem kapitalistischen System ist die Tinte nicht zum Schreiben da, sondern zum Profit. Ich versuche jetzt, das in Verse zu bringen, in Chansonform. Hört zu.« Und er versuchte zu singen:

»Denn wozu ist der Weizen?

Zum Profit und zum Heizen.«

Seine Zuhörer brachen in Lachen aus.

»Was gibt's da so Lustiges?«, fragte Mankiewicz, der schnell hinzutrat.

»Bredow erklärt uns die Grundlage des kapitalistischen Systems.«

Hestermann stand immer noch in seiner Ecke. Der große Rothaarige trat zu ihm. »Wie die kleinen Kinder«, sagte er und wies auf die lachende Gruppe. »Wie kleine Kinder, ja, so sind wir eben. Ich war jetzt im Süden. Inspektionsreise, wegen des Gemüseanbaus und so. Unsere Bauern da, harte, tüchtige Arbeiter, obwohl das Land ein reines Paradies ist. Harte Arbeiter, aber wie die Kinder. Du müsstest so einen Farmer singen hören, hoch oben auf dem Traktor, wenn er über ein Brachfeld rattert, dass einem vom Zusehen die Knochen wehtun. Und singt, wie ein großes Kind.«

»Hast du die Glasplantage gesehen?«

»Deswegen war ich doch da. Also Hestermann, das muss man gesehen haben. Drei, vier Gemüseernten im Jahr. Immer hintereinander weg.«

»Und die Glashäuser?«

»Ja, eben die Glashäuser. Also da kommt so eine Rollenrolle an. Sieht aus wie ein Papierballen, der zur Zeitung kommt. Dann ist da kein Papier, sondern Glasgewebe. So kilometerlang. Wie ein Zeitungsballen. Und dreht sich so ab. Wie Papier in die Rotationsmaschine. Durchsichtig, wie Wasser. Und unzerreißbar. Und bricht nicht. Und einen Nagel können Sie glatt durchklopfen.«

»Ich weiß. Und weiter?«

»Wenn erst ein Boden reguliert ist, ist der Rest Spielerei. Eisengestell drauf und das Glaspapier drüberweg mit ein paar Schraubenmuttern festgedreht. Alles vorgelocht. Eh du bis zehn zählst, ist so ein Glaskasten für hundert Tomatenpflanzen fertig.«

»Wie die Kinder. Vielleicht muss man doch bis zwanzig zählen.«

»Meinetwegen. Aber das geht. Was hast du, was kannst du. Und diese Plantagen, meilenweit. Alles unter Glas. Wird's kalt, drückt man auf den Knopf und die elektrische Heizung ist da.«

»Ist die Heizungsanlage auch in den zehn Sekunden oder so mit drin?«

»Zieh mich nicht auf, Hestermann, du weißt schon wie ich es meine. Hestermann, meinst du, dass man die ganze Ernte unter Glas bringen kann? Ich meine einfach alles. Weizen, Roggen, Gerste, Mais. Einfach alles, Hestermann. Jedes Jahr zwei Riesenernten. Was meinst du?«

»Vielleicht. Warum eigentlich nicht? Ich weiß nicht. Ich habe da leider in letzten Jahren mich so gar nicht kümmern können.«

In dem Augenblick trat der Dreizehnte in den Saal. Ein mittelgroßer Mann in grauer Uniform, der Militärrock etwas zu weit, ohne irgendwelche Rangabzeichen, kurzes, weißgraues

Haar und ein weißgraues Gesicht, wie aus Zement geformt. Eine graue Erscheinung, aus der heraus ein Paar dunkler Augen brannten.

(Man erzählte die Anekdote, eine der ganz wenigen Anekdoten, die es um ihn gab, dass ein bekannter Maler ihn habe porträtieren wollen und es dann aufgab. Gefragt warum, sagte der Maler: Sein Gesicht erscheint so steinern, scheint, denn alles sind die Augen. Und die kann ich nicht malen. Seine Augen versengen mir die ganze Farbe.)

»Ich habe euch warten lassen, das hat einen ernsten Grund. Ihr werdet ihn gleich erfahren. Sind wir beisammen?«

»Lyonel habe ich nicht gesehen«, sagte Mankiewicz.

»Lyonel, ist er krank?«, fragte einer.

»Das würde ihn doch nicht abgehalten haben«, sagte ein anderer. »Er muss tot sein.«

»Schlechter Witz«, sagte Mankiewicz.

»Kamerad Lyonel ist unerreichbar«, sagte der Graue. »Als wir ihn anriefen, erhielten wir Bescheid, er habe sich in seinem Laboratorium eingeschlossen und kann nicht gestört werden.«

»Aber in diesem Fall?«

»Kann nicht gestört werden. Er hat sogar das Telefon abgestellt. Hat den Verkehr mit der Umwelt abgebrochen.«

»Ist er allein?«

»Nein, es ist jemand mit ihm.«

»Wer?«

»Unbekannt. Also, Kameraden, setzen wir uns.«

Sie setzen sich um den großen Tisch. Ein Stuhl blieb frei. Der Dreizehnte, der nun der Zwölfte war, saß an der Schmalseite.

III.

ZWEI IM LABORATORIUM

»Schade«, sagte Professor Lyonel zu dem Mann, der ihm gegenüber in einem Ledersessel saß – der Professor selbst saß rittlings auf einem gewöhnlichen Holzstuhl und hielt mit beiden Händen die Lehne –, »schade, dass wir hier nicht rauchen können. Mein Laboratorium, oder wenigstens dieser Winkel, ist ganz bequem eingerichtet, nicht wahr? Aber rauchen geht nicht. Na, also noch ein Glas Kornschnaps, mein Lieber.«

»Danke, Professor, ich möchte lieber nicht.«

»Eins und eins sind zwei. Und dann sei es genug. Sie werden es nötig haben, mein lieber Romanus.«

Er griff mit der Linken über die Stuhllehne, erfasste die Flasche und schenkte zwei Glasbecher voll, die auf der viereckigen Milchglasscheibe des Tisches standen.

»Im Grunde, Romanus, ist dieser Schnaps nichts anderes als Brotessenz und wer weiß, wann ich Sie herauslasse und Sie wieder etwas zu essen bekommen werden. Sagen Sie, Romanus, wie sind Sie eigentlich zu Ihrem Namen gekommen?«

»Wieso, Professor, ich hieß immer so. Mein Vater, auch mein Großvater, immer Romanus. Drüber hinaus reicht meine Familienchronik nicht.«

»Gut, Romanus, freut mich. Ich habe da mal in Paris einen Mann kennengelernt, der war Schriftsteller oder so was, er machte damals auch in Völkerverständigung und ewigem Frieden und so was, ich weiß nicht, wie er eigentlich hieß, er nannte sich Julius Römer. Verstehen Sie, Julius der Römer. Gajus

Julius Römer und hatte Angst vor der eigenen Konsequenz. Ja, also ich bin froh, dass Sie wirklich heißen, wie Sie heißen.«

Es gab eine kleine Pause, in die Romanus hinein fragte, »Ja, Professor, werden Sie mir jetzt sagen, warum ich hier sein darf?«

»Gemach, Romanus. Ich habe vielleicht mehr Eile als Sie, Romanus. Aber gemacht. Vielleicht auch werden wir zwei in Kurzem die gleiche Eile haben. Ja, Romanus. Jetzt werde ich Ihnen was erzählen. Aber Romanus, ganz unter uns. Kein anderer darf davon erfahren. Sie und ich, Romanus, der Dritte wäre: der Tod! Und darauf wollen wir jetzt Brüderschaft trinken. Romanus und Lyonel. Lyonel und Romanus. Du und du. Der dritte ist: der Tod.«

Wieder eine Pause. Ganz still. Beide Männer ergriffen die Glasbecher, tranken einen tüchtigen Schluck. Stellten die Becher wieder hin, das gab einen kurzen, klickenden Ton. Der Professor zog Luft durch die Nase ein, wie ein Sänger, der zu einem großen Ton ansetzt.

»Was wir hier in diesem Laboratorium machen, meinst du zu wissen, Romanus. Du meinst, wir machen hier Experimental-Versuche – schlechtes Wort, aber einerlei – zur Herstellung oder zur Verbesserung von Atombomben. Stimmt. Haben wir hier gemacht. Aber alles, was darüber hier oder im Ausland an die sogenannte Öffentlichkeit kam, ist Humbug. Verstehst du, Romanus, alles Humbug. Zwecks Irreleitung der Ansicht. Haben wir Atombomben und was für welche? Oder nicht? Darüber zerbricht die Welt sich den Kopf. Wir haben nichts, Romanus. Nicht Bombe A und nicht Bombe B und nicht Ur. Fiasco, Romanus, Fiasco. Ich könnte dir sechs Stunden lang erzählen, warum wir selbst manchmal gemeint hatten, nun hätten wir es, und warum es jedes Mal wieder nichts war. Einerlei. Es war nichts. Fiasco. Die anderen haben nun mal den Vorsprung gehabt. Und, hol mich der Teufel, noch irgend was, was nicht nur Vorsprung ist. Hol mich der Teufel. Als mich der Teufel nicht holte, was hätte ich tun sollen? Mich aufhän-

gen, Romanus! Ich habe mich nicht aufgehängt. Ich sage dir, Romanus, es hat Mut dazu gehört, sich in meiner Lage nicht aufzuhängen. Trink noch einen Schluck, Romanus, Junge, du bist gelblich geworden. Siehst du, Romanus, was habe ich dir gesagt? Wirst es nötig haben. Na also. Irgendwie muss man mit der Situation fertig werden. Habe ich mir auch gesagt, Lyonel, alter Scheißkerl, habe ich gesagt, jawohl. Früher hätte ich nicht geduldet, dass ein Mensch mich derartig beschimpft. Aber jetzt hat jeder unserer Staatsbürger das Recht, mich einen Scheißkerl zu nennen. Ja, alter Scheißkerl, habe ich mir gesagt, jetzt musst du das Pferd also von hinten aufzuzäumen versuchen. Jetzt musst du von der anderen Seite her an die Atombombe ran. Meine einzige Möglichkeit, wenn ich mich nicht wirklich aufhängen soll.

Ich könnte mir da eine Ideologie zurechtlegen. Ich könnte sagen: Unsere Nation ist keine aggressive Nation. Wir müssen gar nicht Angriff und Gewalt mit größerer Gewalt und heftigerem Angriff zuvorkommen. Aber das war nicht meine Aufgabe. Meine Aufgabe war: Angriff. Und ich habe meine Aufgabe nicht gelöst. Ich bin in die Verteidigung gedrängt worden. Gedrängt worden, Romanus. Durch wen? Durch meine eigene Unfähigkeit. Versager, Romanus. Von all den Männern um unseren Alten bin ich der einzige Versager.

Nicht dass wir die Versuche eingestellt hätten. Im Gegenteil. Das geht weiter. Siehst du da hinten die gelbe Wand? Das ist eine Eisenbetontür. Durch die kommt man in einen Garten. Das heißt, der Garten ist nur obenauf. Das ist ein großer Betonhof. In der Mitte des Gartens ist eine Wasserkunst. Oben ein Springbrunnen und Kaskaden ringsum. Das ist keine Wasserkunst, oder soll wenigstens keine sein. Das steht auf einem ungeheuren Zementklotz. In dem Zementklotz ist ein Laboratorium. Darin arbeiten zwei Männer. Ich darf dir nicht sagen, wie sie heißen. Aber vielleicht haben sie mehr Glück als ich. Hinten im Garten, der keiner ist, steht ein Bungalow. Da wohnen die beiden Männer. Kommen nie heraus. Hausen da wie

im Kloster. Du weißt doch, was ein Kloster ist? Wann sie herauskommen werden? Wenn sie die Aufgabe gelöst haben werden, oder, wie ich, daran verzweifelt sind.

Ja. Wo war ich stehengeblieben? Bei dem Scheißkerl Lyonel, der sich eine Ideologie zurechtmacht. Angriff ist die beste Verteidigung, hat einmal ein Preußengeneral die preußische Weltanschauung in einem Satz zusammengefasst. Das Resultat war hundsmiserabel. Ich bin kein Philosoph, Romanus, aber vielleicht war diese preußische Weltanschauung oder was es war von Anfang an faul. Nicht wahr, ganz gut mache ich mir da meine Ausrede zurecht. Nun drehe ich das Ding um, jetzt stelle ich den Preußen auf den Kopf. Und wenn auf den Kopf stellen heißen kann, auf ratio stellen, auf Vernunft, so stelle ich also meine Sache auf die Vernunft und postuliere: Verteidigung ist der beste Angriff. – Sei dem, wie dem sei. Das Postulat ist eines wie andere auch. Und einstweilen hat es mir das Leben gerettet: Verteidigung ist der beste Angriff.

Aber wie, Romanus, wie? Aber wie verteidigt man sich gegen Atombombe A und Atombombe B und Atombombe Ur und Atombombe C.l.f.?»

Der Professor machte eine Pause. Zog wieder Atem ein, wie ein Opernsänger vor dem Bravourton. In die Pause hinein fragte Romanus: »Was ist die Atombombe C.l.f.?»

»Gut gefragt, Romanus, ich sehe, du bist auf dem Laufenden. Ich weiß nicht, was das ist. Ich weiß nur, dass es das gibt. Seit gestern weiß ich das. Die drüben haben sie.

Der Vorsprung, Romanus. Der Vorsprung. Den holen wir zunächst nicht ein. Und da ist es schon ganz egal, ob A oder B, ob Ur oder Clf oder XYZ. Verteidigung, Romanus, Verteidigung ist der beste Angriff.

Dieses, Romanus, habe ich dir sagen müssen, damit du Bescheid weißt über die Situation. Damit ich nun zu dem kommen kann, was ich von dir will.

Die Verteidigung nämlich. Die Verteidigung. Du musst mir helfen.«

»Ich bin doch ein Chemiker, Professor, und ein ganz spezialisierter, das wissen Sie doch, entschuldige, das weißt du ja. Ich verstehe etwas von Gas. Das heißt von ganz bestimmten Gasen, nicht mal von sogenannten Giftgasen. Von bestimmten Gasen verstehe ich was. Aber von solchen Dingen ...?«

»Wird sich erweisen, Romanus. Nämlich ob du wirklich was von deinen Gasen verstehst. Wird sich erweisen. Kneif nicht, ehe es angefangen hat.

Also im Anfang des vorigen Krieges machten die Engländer die Ballon-Barrage. Erinnerst du?«

»Ich habe das damals mal gesehen. Ja. Lauter fliegende Elefantenküken. War ganz unzulänglich.«

»Ja. Die Ausführung war dilettantisch. Aber die Idee war gut. Der ursprüngliche Plan hatte das um die ganze Insel herum vorgesehen, ich denke, so die ganze Küste entlang. Aber zu spät begonnen und auch dann nur mit halbem Herzen. Zeitalter des appeasement und so. München und so. Erinnerst du dich?«

»Ja. Das klingt heute wie Legende und war einmal Wirklichkeit. Wenn ein Romanschreiber sich sowas ausdächte, man würde ihn einen verrückten Einfaltspinsel nennen.«

»Einerlei. Aber die Idee war gut. Ich meine die Ballon-Barrage.«

»Professor, du willst doch nicht etwa? Ballon-Barrage gegen Atombomben? Aber das ist doch heller Wahnsinn!«

»Ja. Heller Wahnsinn. Eben das will ich. Wahnsinn gegen Wahnsinn. Nicht gerade, wie sagtest du, fliegende Elefantenküken. Aber Barrage. Rund um das ganze Land. Barrage, wo keine Maus durchkommt und kein Atomgefliege.«

»Aber darüber weg!«

»Eine Barrage, bis an die Sterne hoch. Oder, um bei der Sache zu bleiben, bis in die Stratosphäre hinein.«

»Solche Ballons – solche Ballons – die das Netzwerk halten – nicht mal Helium – nicht mal Transhelium, wenn ich es hätte – solche Ballons kann ich nicht machen.«

»Wer redet von Ballons?«

»Professor, du sagtest doch ...«

»Barrage, sagte ich. Barrage!«

»Erkläre mir.«

»Nun wirst du vernünftig. Nun, wo vom Wahnsinn die Rede ist, wirst du vernünftig. Eine Gasbarrage. Romanus. Eine brennende Gasbarrage. Eine bis in die hohe Stratosphäre brennende Gasbarrage. Gehst du manchmal in die Oper? Kennst du Wagners Walküre? Sowas werde ich machen. Ohne Musik. Nicht nur um einen Berg herum, um das ganze Land. Eine Wand von Gasfeuer. Ohne Musik. Der Richard Wagner war ein Stümper, mitsamt seinem Wotan, dem Gott. Die Götter sind Stümper. Mit und ohne Musik. Die Feuerwand muss ich haben.«

Lyonel hielt die Stuhllehne umklammert, dass man die Knöchel der Handrücken weiß durch die Haut schimmern sah.

Jetzt ergriff Romanus den halbgeleerten Becher des Professors und reichte ihm ihn hin. Nahm dann selbst ein Glas. Beide Männer tranken ihre Gläser in einem Zug leer. Romanus stellte seines auf den Tisch zurück. Lyonel hielt seines in der Hand, wiegend, als ob er das Gewicht prüfen wolle, und warf es dann mit solcher Gewalt durch das ganze Laboratorium, dass es hinten, an der gelben Wand, zersplitterte.

»Ich komme nicht hoch genug. Romanus. Verstehst du. Ich komme nicht hoch genug.«

»Wie – hoch – kommst du?«

»Zweitausend Meter hoch. Vielleicht zweitausendvierhundert.«

»Solange sie die Atombombe von Fliegern abwerfen lassen müssen ...«

»Müssen sie? Und wenn sie mit Raketen schießen? Mit Langrohrgeschützen? Was weiß ich. Was ist Clf? Ich muss höher. Ich muss viel höher. Ein Risiko wird am Schluss immer bleiben. Auch das Unwahrscheinliche von heute kann Ereignis von morgen sein. Aber der Wahrscheinlichkeitsfaktor, Romanus, mit dem muss ich doch rechnen.«

»Wie hoch musst du?«

»Zehntausend Meter.«

»Zehntausend!« Romanus seufzte, dann war eine Pause, dann schlug sich Romanus mit der flachen Hand mehrfach vor die Stirn, sagte wieder »Zehntausend!« und seufzte nochmals.

»Seufz nur, Romanus, mit jedem Seufzer nimmst du mir einen Stein vom Herzen.«

»Wieso?«

»So seufzt man doch nur, wenn man eine Möglichkeit ahnt. Schwer, Romanus, wie? Schwer. Aber doch möglich, wie? Sag, Romanus.«

»Das ist ja total verrückt. Wie willst du das Gas überhaupt abblasen, die unendlichen Grenzen entlang?«

»Das lass nur meine Sorge sein ... oder gut. Schön. Also hast du von Schirmers Glasplantagen gehört?«

»Ja. Natürlich. Treibhäuser. Er soll im Süden die ganze Gemüsezucht unter Treibhäuser gesetzt haben.«

»Ja, und sonst?«

»Sonst nicht viel. Er soll noch eine ganze Menge Versuchstreibhäuser gebaut haben. So an den Grenzen. Man sagt für die Fremden. Dass sie was sehen, gleich, wenn sie die Grenzen passieren. Die Fremden sagen Potemkinsche Dörfer und lachen.«

»Gut so. Sollen sie lachen. Potemkinsche Dörfer ist gut. Ich habe seinerzeit Schirmer geraten, das Wort von den Potemkinschen Dörfern unter die Leute bringen zu lassen. Die Potemkinschen Dörfer gehen die ganzen Grenzen entlang, Romanus, die ganzen Grenzen. Jedes Glashaus hat eine elektrische Heizanlage. Und in die Heizanlage eingebaut ein Röhrensystem. Und darunter einen Betonkeller. Und da werden wir Gas abblasen. Die ganzen Potemkinschen Dörfer entlang.«

»Könnte man da Gas abblasen, in mehreren Staffeln?«

»In zwei. An vielen Stellen in vier.«

»Zwei ist unzulänglich. Vier ist gut.«

Wieder war Stillschweigen und wieder seufzte Romanus.
»Ich komme nicht so hoch.«

»Wie hoch kommst du?«

»An den viergestaffelten Strecken hoch genug. An den zweigestaffelten nicht hoch genug. Wovon sind mehr?«

»Meistens zweigestaffelt.«

»Das ist der Haken.«

»Also wie hoch?«

»Ich weiß nicht. Das kommt drauf an.«

Wieder war eine Pause. Romanus schlug sich wieder mit der Hand vor den Kopf. Die Pause dehnte sich. Romanus zog ein zerknittertes Blatt Papier aus der Tasche und einen kurzen Bleistiftstummel. Was er dann auf das Papier schrieb, waren nichts als Spiralen.

»Ich weiß nicht, was du für Gas hast«, begann er wieder, »aber du sagst, es brennt 2400 hoch.«

»2000 bis 2400.«

»Also 2400. Wenn ich nun sage, dass meines etwa viertausend brennt, so macht das 6400. Wo eine dritte Staffel möglich ist, nochmal viertausend, macht zehntausendvierhundert.«

»Aber dein Gas muss doch auch vom Erdboden abgeblasen werden.«

»Und entzündet, zweite Staffel, wo deins aufhört. Und entzündet in dritter Staffel, wo die zweite abgebrannt ist. Vierundzwanzig und vierzig sind vierundsechzig und vierzig sind hundertvier.«

»Und wenn ich nun Columbus wäre, anstatt einfach Lyonel, dann würde ich sagen, wir lassen einfach mein Gas weg und fangen mit deinem an. Und dann sind vierzig plus vierzig achtzig. Mein ich.«

»Meinst du auch, dass ich genug Gas habe?«

»Wie viel hast du?«

»Eine Menge. Sehr viel. Aber zu dem Zweck? Bei dem Verbrauch? Da war vor ein paar Jahren, sechs Jahre sind das jetzt, da war die Erdölexplosion von Baklam-Krasnie. Eine Gegend,

wo es nie Öl gegeben hatte. War auf einmal aus der Erde gebrochen, eine Fontäne, himmelhoch, hatte sich entzündet und brannte wochenlang, wie die Feuersäule des Moses. Erinnerst du?»

»Dunkel.«

»Nein, verdammt hell.«

»Man fuhr damals hin, um die brennende Fontäne zu sehen. So eine Art Ausflugsort.«

»Es brauchte Wochen, um abzdrosseln. Ich war auch als so ein Neugieriger hingefahren. Dann fiel mir auf, so brennt keine Petroleumfontäne. So brennt kein Rohöl, nicht mal raffiniertes brennt so. Da brennt Gas mit.«

»Natürlich war Gasdruck dahinter. Erdgas.«

»Aber was für eines, Professor. Ich ließ mich damals nach Baklam-Krasnie versetzen und untersuchte das. Ja, das hat alles in allem über drei Jahre gedauert. Aber das Gas dann. Ich habe es nämlich über Kältefilter nehmen müssen. Und die Kältefilter waren nicht ausreichend. Und da haben wir dann eine Kälte erreicht, da reichten meine Messapparate nicht mehr aus und das war auch nicht genug. Dann kamen wir auf eine Kälte, die war ausreichend. Aber das hielten die Behälter nicht aus. Die stärksten Stahlflaschen sind einfach gerissen. Bis dann der zweite Hartstahl gemacht wurde und die neue Stahlstanze erfunden war, und jetzt schneiden sie die Stahlflasche direkt aus dem Block und seit über zwei Jahren ziehen wir das Gas auf Flaschen.«

»Wie heißt das Gas?«

»Hat gar keinen Namen. Wir nennen es Peter. Da war im Anfang ein Hund, der hieß Peter und der ist an dem Gas krepirt, da haben wir es so genannt. Ich wollte mich mit den Spektralanalytikern in Verbindung setzen, ob die etwas wissen. Vielleicht hat man in der Sonne oder wo das gleiche Gas festgestellt und es hat irgendeinen großartigen Namen. Aber dazu kam es dann immer nicht und so blieb es bei Peter.«

»Nun sag mal, Romanus, wieso habe ich bis heute nichts

davon gewusst? Wieso hast du uns das nicht längst mitgeteilt?»

»Habe ich ja. Aber wer hat sich denn gekümmert? Ich gehöre doch nicht zum Apparat. Wenn man nicht zum Apparat gehört, dann ist das nicht so einfach. Entschuldige schon. Ich habe auch zweimal direkt an den ›Alten‹ geschrieben. Ich weiß nicht, ob er das je bekommen hat, ich erhielt jeweils nie eine Antwort.«

»Die verdammte Bürokratie. Also wo waren wir stehengeblieben? Bei dem Gas, ja. Wo denn sonst? Und das kannst du so einfach abblasen auf Fernzündung?»

»Auf Fernzündung.«

»Ohne dass es vorher verfliegt? Mensch. 2400 m hoch. Bedenkst du das?»

»Das, das habe ich bedacht. 2400, 4000, 6400«, sagte Romanus und starrte auf sein Schreibblatt, als ob er aus den gekritzelten Spiralen etwas herauslesen könne.

»Romanus«, sagte der Professor und seine Stimme klang ganz tief, »wenn du kein Phantast bist, dann bist du ein großer Mann.« Er sah auf den Tisch. »Ach so. Ja. Habe ich vorhin zerschlagen. Ganz zwecklos. Müssen wir uns mit einem Becher weiterbehelfen.« Er schenkte das leere Glas voll. »Aber ich kriege den ersten Schluck, ich hab's nötig.«

»Wo liegt eigentlich dein Peter?«, fragte der Professor dann.

»Der Schinder hat ihn damals abgeholt.«

»Ich meinte doch das Gas. Peter, das Gas.«

»Ja. So. Natürlich. Alles bei Baklam-Krasnie. Das ist eine Gegend, alles Kreidegrund. Wie kommt Kreidegrund dahin? Gegen alle Gesetze der Geologie, glaube ich. In den Kreidegrund haben wir die Keller eingeschnitten. Etliche Meilen weit. Da liegt es. Und wartet, dass man es abruft. Manchmal habe ich gedacht, das ist ja verrückt, immer so aufzustapeln. Aber ich habe ja genug andere Arbeit gehabt und seit etlicher Zeit bin ich gar nicht mehr hingekommen.«

»Und da wird immer so weiter gestapelt.«

»Bisher ja. Aber die Quelle kann in jedem Augenblick auf-

hören. Man kann da ja nicht messen. Ich jedenfalls kann sowas nicht.«

»Ja. Und wenn die Quelle versiegt?«

»Ich weiß nicht, ob man eine zweite findet. Vielleicht gibt es auf der ganzen Erde keine zweite.«

»Verdammtes Risiko.«

»Ich kann da keine präzisen Zahlen nennen. Rechnen ist überhaupt meine schwache Seite. Ich kann das nur so ungefähr in einen Rahmen bringen. Ich weiß nicht, wie lang die Grenzen sind. Und wenn du es mir sagst, besser sag es nicht. Zahlen machen mich nervös. Alles über hundert fällt mir schwer. Ja. So ist das und die Gaswand wird sehr dünn sein.«

»Wie dünn?«

»Sehr dünn. So dünn es geht. Aus Ersparnisgründen. Millimeter oder so. Die Abtrennhitze ist ungeheuer. Von Weltraumkälte zu Protuberanzenhitze. Da geht nichts durch. Ich sage, nicht mal die Asche, obwohl das Blödsinn ist, denn die Asche muss doch bleiben, aber ich habe sie nie feststellen können.

Die Atombombe, wenn sie nicht verbrennt, muss explodieren. So weiß man, wo sie bleibt. Weiter als die Gaswand kommt sie nicht. Vielleicht gibt es sehr interessante Feststellungen für die Atomtechniker. Keine Zahlen, das macht mich nervös. Aber die Gesamtgrenze.«

»Im Norden werden wir einen Streifen aussparen können. Voraussichtlich werden sie ja von der Westgrenze her ansetzen. Aber das ist natürlich nicht sicher.«

»Wie viel Zeit bleibt noch?«

»Was weiß ich. Vielleicht gar keine. Vielleicht kommt es auch gar nicht dazu. Im Augenblick ist der sogenannte politische Himmel so klar, so wolkenlos, so herrlich himmelblau, dass ich das Schlimmste befürchte. Ja.«

»Und wie lange kann das dauern? Vier Jahre und sechs Jahre haben wir gehabt. In der algebraischen Reihe also diesmal

neun Jahre. Ja. Und was wir hier reden ist Quatsch. Neun Jahre hält mein Gas nicht vor und die Produktion, selbst wenn die Quelle ewig wäre, was sie nicht ist, käme nicht nach. Das halte ich nicht aus.«

»Wie lange hältst du's aus?«

»Du meinst, wie lange das Gas vorhält? Ich meine der Vorrat, denn die Produktion ist Risiko. Keine neun Jahre, Blödsinn. Keine neun Monate, Quatsch. Keine neun Wochen. Es ist alles Unsinn.«

»Also wie lange?«

»Wahnsinn.«

»Wie lange? Mensch, wie lange?«

»Vielleicht knapp einen Monat, eher weniger als mehr.«

»Achtundzwanzig Tage?«

»Ich möchte nicht garantieren.«

»Fünfundzwanzig Tage?«

»Das kann schon sein.«

»Also zweiundzwanzig Tage. Und jeder Tag hat 24 Stunden, Romanus.«

»Ja. Hat vierundzwanzig Stunden.«

»Abgemacht, Romanus. Abgemacht. Zweiundzwanzig Tage. Und du sagst, du kannst nicht rechnen.«

»Ja. Aber garantieren kann ich nicht.«

»Wer kann etwas garantieren, wenn Wahnsinn und Teufel sich paaren?«

Romanus war aufgestanden. Er ging auf das Fenster zu, wo ein mattes, schwaches Licht noch durch die Milchglasziegel kam. Die Sonne war schon untergegangen. Das war gedämpfte, letzte Dämmerung. Und da stand Romanus, reckte zitternde Hände in das ersterbende Licht. »So, so habe ich das nicht geträumt.«

»Sei still, guter Junge, sei still. Meinst du, ich hätte mir das erträumt?«

Romanus ließ die Arme sinken und stand reglos im letzten Licht, das nur noch wie Schatten war.

So dauerte das Schweigen für etliche Augenblicke. Dann, mit einem Satz, sprang Professor Lyonel auf. »Genug«, rief er, »genug«, und schaltete das elektrische Licht an. »Da ist noch ein Rest in der Flasche.« Er schenkte den Rest ein, tat einen guten Zug und gab den Glasbecher Romanus in die Hand, der ihn leertrank.

»Was nun?«

»Nun gehst du in dein Hotel, nimmst ein gehöriges Abendessen und schläfst dich aus. Und morgen früh um zehn Uhr bist du wieder hier. Und dann wird es vielleicht Arbeit geben. Ich fahre inzwischen zum Alten.«

»Zum Alten?«

»Ja. In die Hauptstadt. Ich habe ihn heute schändlich bemogelt. Er hat mich auf eine Sitzung beordert, und ich hatte ihm sagen lassen, ich sei unerreichbar, weil ich mit dir sprechen musste. Ja. Und nun fahre ich hinüber. Solche Sitzungen dauern lange genug, dass ich noch zurechtkomme.«

Er war an den Telefonapparat gegangen. »Hallo! Stephan? Stephan, steht das Flugzeug im Hof? Ja, dann sag, dass wir fahren. Ich komme schon.«

Im Hinausgehen nahm der Professor Romanus unterm Arm. »Mein neues Flugzeug musst du sehen. Fünf Meter Anlauf über ein Sprungbrett. Dann zweihundert Meter senkrecht in die Höhe und ab ...«

IV.

POLIZEI AUF DEM BÖRSENPLATZ

Als die Telefonjungen und die Telegrammboten zur Börse kamen, sahen sie schon beim Herannahen, dass die großen Türen geschlossen waren. Wie Feiertag. Aber nicht ganz. An jedem Portal war ein großer Papierzettel mit etlichen Heftzwecken angeschlagen, darauf dann, mit dickem Blaustift geschrieben: »Auf Wunsch und im Einverständnis mit der Zentralregierung von Centralstadt für alle Staaten von Nomandy bleiben die Börsen bis auf weiteres geschlossen. Die Wiedereröffnung wird mitgeteilt werden.«

Die Meisten, an bequeme Denkfaulheit gewöhnt, beschlossen, zunächst an Ort und Stelle abzuwarten, was sich da entwickeln würde. Die Gewitzteren liefen in die nächsten Telefonkioske, um ihre Firma zu informieren. Ganz Schlaue rannten ein paar Gassen weiter, wo etliche sogenannte Winkelbankiers wohnten, um dann noch schnell in die Spekulation à la Baisse zu gehen und noch ein paar Papiere auf Termin zu verkaufen, die man bestimmt in ein paar Stunden würde billiger einkaufen können. Das gelang nur einigen wenigen. Die Winkelbankiers wussten zumeist schon Bescheid oder rochen Lunte.

Tommy Levinger gehörte zu denen, die Glück hatten. Er war drei Blocks weiter gelaufen als die anderen, zu Solmar & Co., und konnte sechs schwere Papiere »Vereinigte Munition« per Mitte des sechsten Monats verkaufen, zu 102 7/8. Der Banker hatte den Auftrag gerade vorliegen. »Vereinigte Munition«

notierten 105 prompt. Nächste Monatsmitte mussten sie mindestens 103 $\frac{1}{2}$ bringen. Der alte Solmar hatte ihn schön geschnitten. Einerlei, in zwei Stunden würde er den alten Solmar auslachen.

Als Tommy Levinger, gemächlich schlendernd, auf den breiten Platz vor der Börse zurückkam, schwitzte er immer noch, so war er vorher gelaufen. Nun, das wird der Mühe wert gewesen sein. Er wird nicht lange abwarten. Im ersten Rutsch wird er sich eindecken. Bei 98. Nein, nicht gar so ängstlich. Bei 96. Man kann sich den letzten Gewinn mitnehmen. Bei 96 also. Heißt 6 $\frac{7}{8}$ x sechs. Heißt 41 $\frac{1}{4}$ runde Eier bar verdient. »Besser als in die Hosen gemacht«, zitierte Tommy Levinger einen der wenigen Aussprüche, die er kannte.

Es kamen auch schon die ersten »Herren« an. Chefs und Disponenten in großen Wagen. Buchhalter und Handlungsgehilfen in Taxis. Etliche aus den umliegenden Straßenblocks kamen zu Fuß gelaufen. Auf dem Börsendach landete auch schon das erste Flugzeug, und Portermeier selbst kam die etwas zu steile Treppe schwankend heruntergesehelt, immer zwei Stufen auf einmal, mit hochrotem Gesicht, aber das bedeutete nichts. Das war seine Naturfarbe. »Was geht hier vor«, herrschte Portermeier seine Jungens an, die ihm entgegen kamen. Als ob die Jungens irgendetwas dazu konnten. »Frank, was ist los«, rief er einen eben den Wagen entsteigenden an, ohne eine Antwort von den Jungens abzuwarten.

»Ja, was ist los?«, fragte Frank zurück. Wie konnte Frank wissen, wenn Portermeier nichts wusste.

Portermeier lief die breite Freitreppe zum Hauptportal hinauf. »Der Wisch ist ja nicht mal unterschrieben«, rief er, und starrte das Plakat an. »Das ist ein Gangsterstreich. Wer hat das da aufgehängt?«

»Das habe ich hingehängt«, sagte ein Mann in hellblauem Anzug mit einem Strohhut, ein Börsenbeamter.

»Wer hat Sie beauftragt?«, schrie Portermeier.

»Regen Sie sich nur nicht auf, Herr Portermeier«, sagte der

Beamte etwas spöttisch. »Ist alles in Ordnung. Das Plakat hat mir Sanders selbst gegeben, ja.«

»Man muss doch erfahren«, schrie Portermeier und trommelte mit der Faust gegen die riesige Eichentür. Es machte natürlich niemand auf. Eine Menge Jungens bildeten einen grinsend zuschauenden Halbkreis.

»Kommen Sie, Herr Portermeier, das hat doch keinen Zweck«, sagte der Beamte.

»Man muss doch erfahren können«, schrie Portermeier unentwegt. »Also Herr Portermeier, kommen Sie mit mir«, sagte der Beamte, der dicht an den Tobenden herangetreten war, und kniff dabei mit dem linken Auge.

»Na schön«, sagte Portermeier und ging mit dem Beamten fort. Die Jungens setzten sich wieder in Gruppen auf die Sockel der dorisch-ionisch-korinthischen Säulen.

»Ich bringe Sie durch die Beamtenkantine bis an das Vorstandszimmer, die Herren haben Sitzung, seit heute früh. Wenn einer rauskommt, müssen Sie sehen, ob Sie was erfahren.«

»Wissen Sie was?«

»Ne. Ich verstehe 'nen Dreck davon. Es ist wieder von Gold die Rede und von Währung. Und von etwas wie G.L.F. oder C.L.F. oder so. Ich weiß nicht, ist das ein Mann oder was? Wer ist G.L.F.? Der alte Fontheim heißt doch Max Emil. Und Freeman heißt John Aby.«

»G.L.F. Ich habe keine Ahnung. C.L.F.? Keine Idee.«

»Frank, was sagen Sie?«, fragte ein kleiner Dicker den allein Stehengebliebenen.

»Ich? Ich sage nichts, was sagen Sie?«

Der kleine Dicke lief schon weiter.

»Entweder es geht rauf oder es geht runter«, überlegte Tommy Levinger. »Zunächst geht es natürlich runter, das ist klar, und ich steige aus. Aber es kann nachher genauso gut raufgehen.«

Er kramte Cellophanpäckchen aus der Hosentasche und zündete sich eine Zigarette an. »Eine ganze Weile war das nun

stabil. Also geht es runter oder rauf. Konjunktur oder Krise. Es war immer so. Früher soll es mehr Konjunktur gegeben haben als Krise. Jetzt gibt es mehr Krise als Konjunktur. So ist das, und das ist alles.«

»Ich habe doch Orders auszuführen«, jammerte einer der kleinen Makler.

»Was hast du schon ganz?«, fragte ein anderer.

»Ich gebe *Brot und Kuchen*. Ich gebe *Reifenpatent*. Ich gebe *Infra Photo*.«

»Brauch ich alles nicht.«

»Ich nehme *gelochte Bleche*. Ich nehme *Vereinigte Condensmilch*.«

»Ich nehme *Drahtlose Glühlampen*.«

»Hab ich alles nicht. Da ist Sixstern. Hallo, Sixstern, du hast doch Manila Hanf, wie?«

»97 ½«, rief Sixstern.

»Komm mal her.«

»Was los ist, willst du wissen?«, sagte ein Hagerer zu einem eben Ankommenden, »die Coullisse etabliert sich schon, vor der offiziellen Zeit.«

»Die Stoiker.«

»Dein ewiges Latein.«

»Diesmal ist es Griechisch.«

»Bildungsprotz.«

»Warum die sich nur aufregen?«, führte Levinger sein Selbstgespräch weiter. »Schließen sie die Börsen zum ersten Mal? Ich habe das schon zweimal erlebt. Und da kommt auch mein Chef. Er wird mich jagen ...«

Jetzt waren ziemlich viele Menschen da. Oben im Säulengang und auf den Treppen. Unten auf dem breiten Fußgängerweg und darüber hinaus auf dem von Sonnenhitze aufgeweichten Asphaltplatz. An jeder Seite des Platzes waren zwei Polizisten. An anderen Tagen war nur einer da. Aber das war eine Verkehrsangelegenheit. Sie wiesen den anfahrenden Autos einen weiten Bogen, weil so viele Menschen in den Platz

hinein standen, die man jedoch nicht wegstreichen würde. Es waren auch eine Menge Frauen darunter.

Die Jungens waren nicht mehr als besondere Gruppen da. Sie wurden »gejagt« von den Vorgesetzten und die Vorgesetzten wurden gejagt von den Chefs und die Chefs jagten einer den anderen.

Die Kulisse kam in Gang und vergaß darüber schon fast, dass was los war.

Auf einmal schrie eine Stimme: »Wie, die Währung?«, schrie so kreischend, dass man nicht wissen konnte, ob es eine Frau oder ein Mann gewesen. Und dann ging es über den ganzen Platz und über die Treppen und die Säulengänge. Die Währung? Die Währung! Die Währung!!!

Was ist mit der Währung?

Aufgehoben.

Was?

Auf – ge – ho – ben!

Verrückt. Total verrückt. Vor zwei Jahren, fast auf den Tag, haben sie die Goldwährung wiederhergestellt. Und jetzt heben sie sie wieder auf. Wer soll sich da auskennen? Verrückt. Total verrückt.

Wieso verrückt? Vielleicht ist es ganz vernünftig. Was hat die Goldwährung schon gebracht? Stagnation. Nichts als Stagnation.

Aufgehoben? Was heißt aufgehoben? Es muss doch 'ne Währung sein. Also was ist die neue Währung? Was ist denn die neue Währung?

Weiß denn keiner, was und wie die neue Währung ist? Muss doch wissen, was mein Geld wert ist! Ich werde verrückt.

Was ist mein Geld wert? Ich werde verrückt. Was ist dein Geld wert? Du bist verrückt. Was ist sein Geld wert? Er ist doch verrückt. Was ist unser ganzes Gold noch wert? Wir werden ja verrückt gemacht.

»Jetzt kommt der Rutsch«, dachte Levinger, »wo steige ich aus? Bei 96. Vielleicht auch erst bei 94. Wer weiß?«

»Nur keine Panik, meine Herren«, rief ein alter Herr in einem ungemein korrekt gebügelten hellen Anzug. »Nur keine Panik!«

Die Frage bleibt offen, ob er auf diese Weise eine Panik wirklich verhindern oder befördern wollte.

Der Platz war nun voll von Menschen. Die Untergrund hatte Anweisung bekommen, den Bahnhof »Börse« glatt zu überfahren. Autos konnten nicht mehr durch. Oben, an einer Säule, inmitten eines Gedränges war ein Mann auf die Schultern eines anderen gestiegen und signalisierte etwas mit einem weißen Taschentuch. »Die Presse«, sagten einige, die es bemerkten. »Morsezeichen oder so.« »Drei kurz, eins lang ist V.« »Können Sie was rausbringen?« »Die müssen einen Code haben.« »Das ist alles zum Verrücktwerden.«

Die Polizisten hatten Zuwachs bekommen. Anscheinend war das vorbereitet gewesen, es ging alles in gewisser Ordnung. Der Platz war nun von einem Polizeikordon umgeben. Neuankömmlinge kamen nicht mehr durch. Wer auf den Börsentreppen stand, konnte sehen, dass auch die Zufahrtstraßen von Menschen voll waren. Das waren nicht mehr Börsianer. Das waren Volksmassen. Gerüchte mussten durchgekommen sein.

Auf dem Börsendach kamen immer noch Flugzeuge an. Brachten die »Großen« oder wenigstens die »Größeren« oder solche, die meinten, dazuzugehören.

Weiß denn immer noch keiner, wie die neue Währung ist? Wofür hält man uns? Sind wir kleine Kinder? Halten die uns für verrückt?

Tommy Levinger war zum Telefon gejagt worden. Alle Kioske besetzt. Er musste zwei Straßenblocks weiter. Als er zurückkam, ließ die Polizei ihn nicht durch. Er zeigte seine Börsenkarte vor. Umsonst.

»Was nun?«, dachte er. »Wenn sie die Währung abwerten, gehen die Kurse rauf und ich lieg schief.« Eine halbe Stunde später sah man ihn auf der Börsentreppe. Er war doch durch-

gekommen. Seine zwei Stunden waren um, aber es war kein Rutsch da. Es wurden überhaupt keine Kurse genannt. Es war seltsam still geworden auf dem ganzen Platz. Die Börse hielt den Atem an. Nur eine hysterische Stimme schrie von Zeit zu Zeit: Wie viel ist mein Geld wert? Und jedes Mal kam eine dunkel dröhnende Antwort: Halts Maul, alter Besen!

Dann kam eine kurze Periode von Gerüchten. Keiner wusste, wie sie entstanden. Da hieß es, die Zentrale Balkan Bank sei zusammengebrochen. »Die kann noch gar nicht zusammenbrechen, das ist doch nur eine Abwicklungsstelle unter Aufsicht der UNO.« »Aber es gibt doch praktisch keine UNO mehr, also warum soll sie nicht zusammenbrechen können?« Dann hieß es »Ein Monsun hat die gesamten Irak-Ölquellen vernichtet. Royal Shell notiert fünfzig Punkte niedriger.« »Aber im Irak gibt es gar keinen Monsun.« Oder »Sämtliche Direktoren der Staatsbank sind verhaftet!« Und es war schon schwerer, ein überzeugendes Aber zu finden. Dann kam ein phantasivoller Scherz: »Afrika, der Kontinent der Zukunft. Wir gliedern unsere Währung an Afrika an.« »Und Kauri-Muscheln werden die große Währungseinheit.« »Teweles, wie notieren Sie Kauri-Muscheln?« Aber immer wieder hieß es »die Währung« und alle dachten, was die hysterische Frage krächzte: »Wie viel ist mein Geld wert?«

Dann kam ein Gerücht, dessen Entstehung umso unerfindlicher ist, als es ein seltsames Gemisch von Wahrheit, Dichtung und Pseudowissenschaft enthielt, nämlich dass die gesamten Goldbestände der Weltbanken mit Aqua regia aufgelöst seien oder aufgelöst werden sollten, und dann habe die Goldwährung praktisch zu existieren aufgehört.

Zu welchem Zweck?

Zwecks neuer Währungsgrundlage.

Warum? Wozu? Weshalb?

Vermögenskonfiskation.

Das ist Anarchie.

Ausplünderung der Welt.

Und die hysterische Stimme: mein Geld ist nichts mehr wert.

Und der Orgelton: Halts Maul, alter Besen!

Und tausend Stimmen: Das ist zum Verrücktwerden.

»Sardinen in der Dose. Enggepresst. Die Köpfe sind schon ab. Und sie wollen verrückt werden«, stand später in einer böse-
artig spöttischen Zeitschrift.

Irgendwo musste etwas durchgesickert sein. Vielleicht auch
hatte man etwas durchsickern lassen. Auf einmal ging eine Vo-
kabel durch die Menge. Wie? Was? Wie heißt das Ding? Was
hat er gesagt?

»Califa.« Wie sagen Sie? Califa. Was ist das? Califa. Califa.
Califa. Ca steht für C, li steht für L, fa steht für F. Califa.

Was ist das?

Das ist ein Metall. Das ist ein Öl. Das ist ein Gas. Das ist
weder ein Metall, noch ein Öl, noch ein Gas. Ja, was denn?
Das ist eine Substanz.

Schrecklich.

Wo kriegt man das? Ich muss mir sofort aufschreiben. Wo
ist denn mein Bleistift? Califa. Ich muss sofort ein Muster ha-
ben. Wer kann mir ein Muster besorgen. Ich zahle jeden Preis
für ein Muster.

Womit bezahlst du?

Womit?

Wenn dein Geld nichts mehr wert ist?

Mit meiner Saloneinrichtung. Mit meinem Smyrnateppich.
Mit meiner echten Badewanne aus Pompeji. Mit meiner Frau,
wenn es sein muss.

Wo, sagen Sie? Nicht die Möglichkeit. Man hat Ihnen ge-
sagt? Wer ist man? Ohne meine Verbindlichkeit.

Wo ist mein Auto? Wo kriege ich ein Auto her? Man muss
doch durchkommen. Lassen Sie mich bitte durch. Lassen Sie
mich gefälligst durch. Sind Sie verrückt, ich muss hier durch.
Wer ist verrückt? Ich bin verrückt? Selber verrückt!

Sie kommen doch nicht durch. Die Polizei hält den Platz
doch gesperrt.

Polizei? Wieso Polizei? Ich bin ein freier Bürger dieses Staates oder nicht?

Und die ganzen Straßen sind gerammelt voll, Sie kommen nirgends durch.

Wieso? Was haben die da verloren? Die ganze Welt ist verrückt geworden. Ich muss ein Muster haben.

Jetzt kam auf einmal die Stimme eines mächtigen Lautsprechers durch, vom Fenster eines mittleren Stockwerks der anschließenden Häuser. Aha! Eine Regierungserklärung! Jetzt wird man hören. Man hörte:

»Waschen Sie Ihre Wäsche mit Schneewittchen-Seife, Schneewittchen ohne Sieben Zwerge, die beste Seife der Welt!«

»Haben Sie Schneewittchen-Seife in Ihrem Badezimmer? Schneewittchen ohne Sieben Zwerge, die beste Seife der Welt.«

»Pontius Pilatus hat die Hände in Unschuld gewaschen. Waschen Sie Ihre Hände mit Schneewittchen-Seife! Schneewittchen ohne Sieben Zwerge, die beste Seife der Welt.«

»Lassen Sie mich durch«, schrie der Aufgeregte.

»Haltet den Mann an!«, schrie ein anderer und meinte den Lautsprecher.

»Idiot, du willst mich aufhalten«, schrie der Aufgeregte und hielt den anderen am Jackenknopf. Der versuchte sich loszumachen und der Knopf riss ab.

»Gangster, will hier Knöpfe plündern.«

Die Panik war da. Zwei Männer schlugen aufeinander ein. Die nächsten versuchten einzugreifen. Andere nahmen Partei. Ein Dutzend Menschen prügeln sich. Eine Frau, der ein großer Hut mit Straußfedern über das Gesicht gerutscht war, schrie unaufhörlich: »Hilfe, Polizei, Hilfe«, und schrie weiter, als ihr irgendwer den Hut wieder auf den Kopf, verkehrt herum, gedrückt hatte. Alles schrie jetzt durcheinander. »Ruhe.« »Verunf!« »Irrsinn!« »Bolschewiken!« und immer wieder »Ich, du, er, sie, es, wir, ihr, sie werden verrückt« oder »sind« es.

Verrückt, verrückt, verrückt war die Hauptvokabel, zusammen mit Idiot, Idioten, Idiotenbande.

Einer blutete heftig über das Gesicht. Vielleicht war er verletzt. Vielleicht hatte er nervöses Nasenbluten. »Mörder«, schrie einer. »Wer? Ich? Selbst Mörder? Verrückter Idiot!«

Dann war auf einmal berittene Polizei da. Auch die schienen in Vorbereitung irgendwo versteckt gewesen zu sein. Die Pferde pressten seitlich gegen die Menschen, die nicht wussten, wohin sie wollten oder sollten. Das Gedränge wurde nach der Mitte zu gefährlich. Levinger, der mitten auf dem Platz in einem Gedränge stehend darüber nachdachte, ob er nicht, ganz egal wie, sein Engagement mit Solmar liquidieren sollte, befand sich auf einmal im Säulengang vor der Börse, ohne zu begreifen, wie er hingekommen. Auf eigenen Füßen war er bestimmt die Treppe nicht hinaufgestiegen.

Drüben, überm Platz, an der Straßenecke, war ein Börsenrestaurant. Da gingen jetzt rundum die Rolljalousien herunter. Das Gleiche geschah einen Augenblick später an der anderen Ecke, wo ein Laden für Papierwaren, Geschäftsbücher und dergleichen war. Wahrscheinlich fürchteten die Besitzer für die breiten Fensterscheiben. »Sie schließen die Geschäfte«, hieß es. Alles trug jetzt zur Panik bei: »Lasst mich durch, ich muss noch Brot kaufen«, schrie wieder eine Frau, »ich habe Kinder zu Hause.« »Brot«, »Kinder«, »Kinder«, »Brot«, jedes Geschrei wurde aufgenommen und weitergetragen. »Verrückt.« »Idiotenbande.«

Einer fing an ohne Worte eine Melodie zu singen, immer die gleiche: O trulala und tralali. »Was grölst du da?«, wurde er angeschnauzt. »Meine Frau spielt es immer auf dem Klavier. Sie sagt, das ist der Kalif von Bagdad.« »Wie kommst du darauf?« »Wegen Califa. Ca für C. Li für L, fa für F«, und sang heiser, »O trulala und Califa. O Califa und tralali.« Jemand schlug mit einem sauber gerollten Regenschirm auf ihn ein. Er schlug mit einer ledernen Aktentasche zurück. Die Tasche sprang auf. Papiere flatterten auf den Platz. Menschen lagen in Knäueln auf dem Asphalt, um die Papiere zu haschen, die außer dem Besitzer keiner brauchen konnte. Der Besitzer stampfte mit den Füßen den Liegenden in die Rücken.

Was war denn eigentlich los? Unsicherer Lärm. Hysterisches Geschrei. Ängstliche Furcht. Brutales Gebrüll. Schlägerei, mit und ohne Absicht. Keiner wusste, was geschah. Alle hatten vergessen, was sie anfänglich gewollt, soweit sie überhaupt etwas gewollt hatten. Keiner war gegen irgendwen, und darum war jeder gegen alle, alle gegen einen. Am nächsten Tag erzählte jeder, er sei der einzige gewesen, der weit und breit bei Vernunft geblieben wäre, alle anderen seien verrückt geworden.

Verrückt, verrückt und Califa und trulala.

»Sollen wir sie unter Wasser setzen«, fragte ein junger Polizeileutnant seinen Chef im Zivilanzug, »ich habe sechs Hydranten anschrauben lassen.«

»Reden Sie keinen Blödsinn«, sagte der Polizeichef, »holen Sie mir lieber ein Megaphon.«

Der Leutnant holte ein Megaphon aus dem Polizeiauto.

»Drei Leute mit mir«, sagte der Polizeichef. Er schob sich, so weit es ging, mit den drei Polizisten in die Menschenmasse, kletterte auf einen der drei Uniformierten, setzte sich dem rittlings über die Schulter und brüllte ins Megaphon.

»Alles herhören!«

Keiner hörte hin.

»Alles herhören! Regierungserklärung. Regierungserklärung!«

Er wusste von keiner Regierungserklärung. Er wusste auch gar nicht, was er weiter sagen, schreien, brüllen würde. Er wusste nur, dass es hier so nicht weiter ginge. Und er war verantwortlich.

Noch mal: »Regierungserklärung!« Und dann weiter: »Geld ist Geld.«

»Was sagt er?« Die Nächsten hörten hin.

»Regierungserklärung! Geld-ist-Geld! Geld-ist-Geld«, und weiter, »Gold – ist gleich – Ca – li – fa! Ca – li – fa – ist gleich – Gold. Geld – ist Geld – Regierungserklärung – Geld – ist – gleich – Ca – li – fa –, Ca – li – fa – ist – gleich – Geld.«

»Und die Preise«, rief einer fragend und war sogar vernehmbar, es kam Stille über den Platz.

Der mit dem Megaphon: »Preis ist Preis, und Geld ist Geld. Nichts ändert sich. Preise sind Preise und Geld ist Geld.«

Der Polizeichef schwitzte und der Polizist, der ihn trug, schwitzte noch mehr.

»Was ist mein Geld wert?«, kreischte die fast heisere Frauenstimme.

Das Megaphon: »Dein Geld ist genau wert, was es wert ist. Geld ist Geld. Wert ist Wert.«

Der Polizeichef wischte sich mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirn. Was hatte er gesagt? Alles in Ordnung. X gleich X. Nichts weiter. Ihm würde keiner kommen können, mit Irreführung öffentlicher Meinung und so. Kommt ja gar nicht infrage. Nur nicht die Nerven verlieren. X gleich X.

»Regierungserklärung: Geld ist Geld – Preis ist Preis – Califa ist Califa – Alles – ist – wie – es – ist!«

Den Satz fand der Polizeichef selbst großartig. So großartig, dass er ihn wiederholte: »Alles – ist – wie – es – ist.« Er fand sich selbst großartig.

»Vielleicht komme ich noch mit heiler Haut heraus«, dachte Levinger. So kehrte Vernunft wieder.

»Wer ist der Mann eigentlich?«

»Das ist der Primerus.«

»Primerus? Von den Vereinigten Währungsbanken? Woher wissen Sie?«

»Na ja. Der weiß doch Bescheid. Der einzige, der wirklich Bescheid weiß. Und außerdem kenn ich ihn persönlich.«

»Also das ist Primerus. Gut sieht er aus!«

Als einige Stunden später die Straßenkehrer den Platz fegten, kam ein ziemlicher Berg von Papier, Zeitungen, zerschlagenen Schirmen und Spazierstöcken, zerbeulter Hüte, ausgerissener Rockärmel und Kleiderfetzen zusammen. Auch ein künstliches Gebiss fand sich, mit Goldzähnen. »Ist ja doch nichts mehr wert«, meinte der Straßenfeger.

Etliche Verletzte waren erst in die Beamtenkantine getragen, dann ins nächste Hospital gefahren worden. Zu ernstesten Zwischenfällen war es nicht gekommen.

So ging das zu, als das »Gold«, die »Basis«, auf der die Wirtschaft angeblich ein paar tausend Jahre gestanden hatte, auf einmal weg war.

Geld ist Gold und Califa ist Califa und Flatterata und Chimäre.

Der Polizeichef – des 37sten Reviers, »Börse« – hatte sich als wirklicher Prophet erwiesen. Genauso kam es, wie er zwar nicht gesagt hatte, was ihn aber verstanden zu haben man zu meinen glaubte.

Nichts änderte sich. Die Basis war gegangen, die ein paar tausend Jahre lang die Menschenwirtschaft getragen hatte. Aber der Polizist, der seinen Polizeichef trug, der Polizist, der hatte gestanden. Und nichts änderte sich. Ein wirklicher Regierungsbefehl erklärte alle Preise vom Vortage bis auf weiteres und gesetzlich für bindend. Vom Ladenpreis bis zur Börsennotierung. Gold gleich Califa. Nach drei Tagen war es allen »wurscht«, was irgendwo in Stahltresors oder Betonkellern begraben lag. Goldbarren oder Califaeinheiten. Was ist das noch? Ach so, ja. Substanz. Es hieß, die Börsen würden demnächst wieder eröffnet werden. Alle Banknoten waren sofort und spätestens innerhalb eines Monats und allerspätestens innerhalb drei Wochen gegen neue Banknoten gleichen Wertes umzutauschen.

So sagten die Regierungserklärungen in allen Ländern des Wirtschaftsblockzusammenschlusses.